

Predigt

„Bitte“ oder „Dankeschön“ zu sagen, gehörte lange zur guten Form von Alltagsgesprächen. Wer jetzt in der Bäckerei aufmerksam zuhört, kennt auch andere Formulierungen: „Ich bekomme einen Laib Brot.“

Klar, im Tauschhandel Brot gegen Geld kann man auf „Bitte“ und „Danke“ eigentlich auch verzichten. Denn am Ende sind ja beide Seiten quitt, man hat den Wert des Handels gegeneinander aufgerechnet, fertig.

Um etwas zu bitten oder für etwas zu danken, legt ja nahe, dass es nicht selbstverständlich ist, und dass man der anderen Seite irgendwie etwas schuldig bleibt. Die Rechnung bleibt zumindest teilweise offen. Wenn ich mein Brot bezahlt habe, ist der Handel erledigt.

Es gibt viele Lebensbereiche, da bleibt die Rechnung tatsächlich offen. Da können wir nicht bezahlen, was wir empfangen haben. Ich kann mein eigenes Leben nicht bezahlen – nicht den Eltern und nicht dem lieben Gott, wenn ich mich religiös verstehe. Sondern ich „ver-danke“ mein Leben jemandem.

Auch andere Dinge sind nicht käuflich: die Horizontenerweiterung, die mir eine gute Lehrerin oder ein guter Lehrer in der Schulzeit vermittelt hat; das Glück, gute Freunde zu finden oder eine wundervolle Partnerschaft leben zu können; die lebensrettende Hilfe bei einem Unfall; das gute Wort über den Gartenzaun hinweg; die Heilung nach schwerer Krankheit; oder vor 36 Jahren die Wiedervereinigung Deutschlands.

Auch wer unendlich viel Geld hat, kann sich Lebensglück nicht kaufen. Man kann sich Urlaubsreisen leisten oder Luxus – aber nicht, dass mich jemand von Herzen liebt, dass mich jemand auf der Straße grüßt, dass ich anderen Menschen wirklich etwas bedeute.

Diese Erfahrung machen wir auch mit der Natur. Wir dachten als Menschheit, dass wir immer weniger abhängig seien von Wind und Wetter, weil es Frostschutz gibt für Erdbeeren, Beregnungsanlagen für Maisfelder und Äpfel aus Neuseeland.

Doch der diesjährige Sommer hat uns gezeigt, dass all diese Dinge allenfalls kleine Trostpflaster sind. Wenn es monatelang nicht regnet und die Temperaturen auf 40 Grad steigen, wenn Flüsse und Bäche trocken sind und große Bäume einfach vertrocknen, dann wird auch fast dem Letzten klar, dass wir weit weg sind davon, unsere Welt allein durch technischen Fortschritt steuern zu können.

Aus dem Bewusstsein heraus, dass wir mit den Unwägbarkeiten der Natur umgehen müssen, und dass landwirtschaftlicher Erfolg nur begrenzt planbar ist, entstand das Erntedankfest. Alljährlich, wenn die Haupterntezeit zu Ende geht, innezuhalten, dankbar zu sein, für das, was wir haben; das scheinbar Selbstverständliche neu zu schätzen.

Im Evangelium hören wir ein Gleichnis Jesu, das zunächst so gar nicht nach Erntedank klingt. Ein Gutsbesitzer investiert viel Geld und Mühe in einen neu angelegten Weinberg. Top ausgestattet verpachtet er diesen Weinberg an Winzer, die sich gerne ins gemachte Nest setzen, aber die Pacht nicht bezahlen wollen. Die Sache eskaliert völlig und endet mit dem Mord am Sohn des Gutsbesitzers. (Matthäus 21,33-44)

Der Evangelist Matthäus platziert diese Erzählung gegen Ende seines Buchs, in die entscheidende Phase des Lebensweges Jesu. Es geht da zentral um die Frage, wer Jesus eigentlich sei, und wie mit ihm umgegangen wird. Wird er als der Sohn Gottes verstanden, sind Menschen dankbar für seine Präsenz? Oder betrachten die Menschen die Religion als ihr Privateigentum, das sie nach eigenem Gusto verzwecken dürfen – und wobei Jesus eher stört?

Und doch geht es in dieser Geschichte eben auch um die Frage, wie wir mit anvertrauten Dingen umgehen. Betrachten wir die Welt als uns anvertraut, als von Gott geliehen, als etwas, was wir für die nächsten Generationen bewahren müssen? Oder als Gegenstand, den wir nach Herzenslust herunterwirtschaften dürfen?

Im Kern ist es die Frage, mit welcher Grundhaltung wir unterwegs sind. Wer dankbar sein kann, weiß, dass immer eine Rechnung offenbleibt. Dass wir uns nicht alles als Eigentum kaufen können.

Wer hingegen glaubt, über alles vollständig verfügen zu dürfen: über die Erde, über die Religion, über andere Menschen – wird eben keine Dankbarkeit spüren. Und vielleicht auch keine Bereitschaft, irgendetwas ohne Gegenleistung zu tun.

„Bitte“ oder „Dankeschön“ in der Bäckerei zu sagen, ist eine Frage des gesellschaftlich eingeübten Anstands. Es ist etwas, was wegfallen kann, aber auch etwas, was den Umgang miteinander freundlicher und geschmeidiger macht.

Eine Grundhaltung der Dankbarkeit geht über die Höflichkeit hinaus: Sie ist mein Eingeständnis, nicht alles selber in der Hand zu haben, sondern immer in gegenseitiger Abhängigkeit zu leben. Ich bin von anderen abhängig, andere von mir. Und wir hängen – religiös gedacht – von Gott ab.

Wer alles gerne selber in der Hand hat und von nichts und niemandem abhängig sein möchte, kann nicht dankbar sein. Solche Menschen wollen sich alles selber verdient oder selber bezahlt haben. Nur nichts schuldig bleiben.

Doch das kommt schnell an Grenzen. Als Menschen sind wir ein kleiner Teil unseres Kosmos, und als einzelne Menschen sind wir Teil der großen Menschheit, die miteinander verwoben ist. Jeder einzelne Mensch mit anderen, ob wir wollen oder nicht.

Dankbarkeit ist kein Eingeständnis von Schwäche, sondern ein Anerkennen, dass wir unser Leben nicht in allen Dingen alleine meistern können. Aber wir können es schaffen in der menschlichen Gemeinschaft und in der Verbindung mit Gott. Amen.